DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samstag, 31. Dezember 1932

Nummer 90

Neuer Anfang.

Neujahrsskizze von Paulrichard Hensel.

Es war schon Winter, als Inge endlich von ihrem Krankenlager aufstehen konnte.

„Jetzt sehe ich erst, daß Du selbst ganz mager geworden bist“, sagte sie, als Lutz ihr ein paar Blumen brachte, und strich ihm über die Stirn, „aber es wird doch noch alles gut. Paß auf, Lutz, wir fangen ganz von neuem an ...“

Sie machte sich keine Vorstellung davon, wie das sein könne; es kam ihr nur darauf an, etwas Liebes zu sagen, weil Lutz in diesen stillen Monaten ihr so oft Freude gegeben hatte. Und der Mann selbst wußte nur zu gut, daß Neubeginnen für ein junges Mädchen nur hieß, die versäumten Freuden nachzuholen, und daß er bald damit verdrängt sein würde. Denn er war arm geworden, und Entbehrung macht bedrückt und unfrei, das hatte er kennengelernt. Seine Bücher mußten den Weg zum Händler gehen, damit er dann und wann Inge etwas mitbringen konnte, wenn er sie besuchte. Das durfte sie nie wissen, denn dann würden ihre Augen nicht so leuchten. Und es war immer noch keine Aussicht, neue Arbeit und sichtbaren Erfolg zu gewinnen. Dabei stand Weihnachten vor der Tür.

„Du bist heute so guter Laune“, sagte Inge eines Abends, als sie durch die Straßen bummelten, um die Auslagen in den Schaufenstern zu betrachten.

„Und dabei müßte ich eigentlich betrübt sein“, antwortete Lutz, „denn die nächsten Tage werden mich sehr in Anspruch nehmen. Ich werde mich nicht viel um meine Inge kümmern können.“

„Hast Du einen Auftrag?“ fragte sie lebhaft.

„Ja — ich werde Dir später alles erzählen. Es ist noch vieles unklar —“

„Aber Du glaubst, daß es etwas wird?“

„Gewiß“, sagte er, und er war froh, daß die Fensterauslagen eines Geschäftshauses, das sie jetzt erreichten, die Fragen unterbrachen.

Es traf schon zu, daß er eine neue Arbeit übernommen hatte, deren Ertrag aber noch ungewiß und weit entfernt war; aber das Näherliegende verschwieg er: Vor drei Tagen traf er einen Schulfreund, sie tranken ein paar Gläser Bier und sprachen unvermeidlich von den wirtschaftlichen Verhältnissen. Der andere ließ Droschkenautos fahren. „Jetzt in der Festwoche wird das Geschäft sicher wieder besser werden“, sagte er, „die Leute gehen abends viel aus, und das Wetter ist naß ...“

„Kannst Du mich nicht beschäftigen?“ fragte Lutz.

„Ja, wie denn? Ich verstehe nicht recht — Du bist Architekt ...“

„Ich habe den Führerschein, aber kein Geld.“

Und so kam es, daß nach manchem Hin und Her Lutz jeden Abend in der Garage des Freundes antrat, um seine Droschke abzuholen und vor den Theatern und Tanzstätten auf Gäste zu warten. Dafür würde er Inge zu Weihnachten etwas schenken, aber er konnte sie fast nie mehr sehen, weil die andere Arbeit auch Zeit verlangte und Schlaf gleichfalls sein mußte.

Erst am Silvestertage sahen sie sich wieder. Wie wird das Jahr enden? fragten sie sich. Da erzählte Inge, daß sie zu einer Freundin eingeladen sei — nicht wahr, er verstehe das, sie sei so lange nicht in Gesellschaft gewesen, und dort sei es immer amüsant. Lutz nickte nur. Er wußte, daß in jener Gesellschaft ein Mann war, der Inge seit langem verehrte, und daß sie nie diese Atmosphäre von Freude und Sorglosigkeit würde entbehren können. Dieser Gedanke tat ein wenig weh —

An diesem Abend war sein Wagen dauernd besetzt. Statt auf das Glockenläuten mußte er auf die Straßenkreuzungen achten, und statt der strahlenden Bäume hinter den Fenstern sah er in dem Spiegel an der Windschutzscheibe die Verliebtheit der Menschen im Wagen hinter ihm. Plötzlich hatte er Sehnsucht nach Inge. Er kannte das Haus, in dem sie jetzt war. Lange hielt er mit dem Wagen davor. Die Straße war still, aber aus den hellerleuchteten Fenstern drang Musik und Lachen. Plötzlich hörte er die Haustür gehen. Da erkannte er die Sinnlosigkeit dieses Wartens, und er fuhr schon an, als die beiden Menschen, die aus dem Haus gekommen waren, ihm vergeblich nachriefen. —

Er glaubte, noch zu träumen, als am Neujahrstag Inge an seiner Wohnungstür klingelte. „Komm!“ sagte sie. „Frische Luft wird uns beiden gut tun.“ Und als er sie immer noch verwundert ansah: „Wir wollten doch neu beginnen, und ich mache den Anfang, Lutz ...“

Erst, als sie durch den sonntäglich stillen Park gingen, fand er die Antwort darauf: „Ich hab' gar nicht mehr daran geglaubt, Inge —“

„Aber warum denn nicht, Lutz? Weil ich auch zu anderen ging? Verstehst Du das nicht? Du weißt, es gehörte so viel zu meinem Leben, was jetzt nicht mehr ist. Auch jene Menschen, bei denen ich war. Und wäre ich gestern abend allein geblieben, wäre vielleicht immer wieder der Gedanke in mir aufgetaucht, ich habe etwas versäumt, ich habe auf etwas verzichten müssen. Weil doch aber alles anders werden soll und weil gestern das Ende des Jahres war, ging ich noch einmal hin, um mir selbst zu bestätigen, daß jenes Alte zu Ende ist und daß mich an diese Menschen und an diese Zeit nichts mehr bindet —“ Das brauchte sie ja nicht zu erzählen, wie froh sie war, daß der Wagen, der vor dem Hause gehalten hatte, vorzeitig abfuhr und daß die schlecht verhüllte Enttäuschung und Lieblosigkeit jenes anderen Mannes, der sie begleiten wollte und dann wortkarg zu Fuß neben ihr ging, sie erkennen ließ, wie fremd er ihr längst geworden war und wie sehr sie jetzt nach einem lieben Wort verlangte. „Und ich sah doch, Lutz, daß Du auch neu anfingst — mit Deiner Arbeit — und —“ Nein, mehr war nicht zu sagen nötig, sie fühlte es an seinem Händedruck. Daß sie Angst gehabt hatte, ihn zu verlieren, sollte er später erst wissen —

Lutz hielt die kleine Hand fest. Mädel, dachte er, wenn Du so sprichst, weiß ich ja erst, was für mich neu anzufangen heißt. Was hilft die Arbeit allein, wenn ich nicht Vertrauen zu Dir habe?

Und mit diesem Gedanken fing der Neujahrstag erst richtig für ihn an.

★

Der Ersatzmann.

Eine Silvestergeschichte von Karl Faber.

Diese Geschichte hat an der Jahreswende in vorgerückter Stunde ein Marseiller erzählt, und da seine Landsleute in ganz Frankreich ihrer großen Wahrheitsliebe wegen bekannt sind, muß man ihm schon glauben:

Eines schönen Tages, kurz vor Weihnachten, fiel es dem Gefreiten Marius Bouillabaisse bei einem Pariser Infanterieregiment ein, seinem Feldwebel eine patzige Antwort zu geben. So etwas kann bei einem Marseiller mal vorkommen, und der Feldwebel hätte beide Augen zudrücken sollen. Leider tat er das nicht. Ein Wort gab das andere. Marius bewies, daß er ein echt Marseiller Mundwerk besaß, und als der ganze Zwischenfall endlich erledigt war, da hatte der Oberst selbst bemüht werden müssen und dem Gefreiten Bouillabaisse drei Wochen Arrest auditiert.

An sich rührte das Marius wenig. Arrest ließ sich auch noch aushalten. Aber das Dumme war, daß man Silvester, wo es ohne einen tüchtigen Rausch doch nicht herging, das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und Hochzeit feiern wollte. Denn Marius hatte das Herz einer kleinen Pariser Modistin gewonnen, und der war es um baldiges Heiraten zu tun.

„Ja, wie sollte er aber Hochzeit feiern, wenn er Silvester bei Vater Philipp saß? Marius zerbrach sich gerade darüber den Kopf, als er um ein Haar mit einem anderen jungen Mann, einem Zivilisten, zusammen rannte, in dem er zu seiner freudigen Verwunderung seinen Freund und Landsmann Hilarius Ravioli erkannte: „Mensch, Dich brauche ich gerade! Du bist doch arbeitslos, hast keine Braut, und Dir ist es einerlei, was Du Silvester und Neujahr über treibst. Ich geb' Dir 300 Franken, und dafür setzt Du Dich drei Wochen lang für mich in den Arrest. Mensch, mach' keine Geschichten! Die Sache ist sehr einfach: Ich bringe Dir morgen einen Ueberweisungsschein für Vater Philipp und das Geld, Du ziehst meine Uniform an, meldest Dich, und alles ist erledigt. Der Arrestinspektor in Etampes kennt keinen von uns beiden, und so kann die Sache nicht herauskommen.“ Hilarius Ravioli leuchtete die Sache ein, dreihundert Franken waren nicht zu verachten, und so gab er sein Einverständnis. —

Am nächsten Tag hielt der falsche Gefreite Marius Bouillabaisse seinen Einzug in Etampes. Alles ging gut. Einen Tag, zwei Tage, drei Tage lang. Dann aber kam schon das Verhängnis in Gestalt des Stabsarztes Ciseaux. Der sah seine Hauptaufgabe darin, den jungen Aerzten im Lazarett möglichst viel Versuchskaninchen zu liefern, damit sie das Schneiden lernten. Jetzt war der Stabsarzt auf seiner wöchentlichen Gesundheitsbesichtigung begriffen, und den Gefreiten Marius Bouillabaisse betrachtete er als Neuen mit besonderem Interesse, beklopfte ihn von allen Seiten und schrie plötzlich erfreut: „Ein Polyp in der Nase! Muß sofort operiert werden. Ganz eiliger Fall. Melden Sie sich morgen früh neun Uhr im Lazarett! Ueberweisungsschein bekommen Sie.“ Händereibend zog er davon.

Dem falschen Gefreiten Bouillabaisse gefiel die Geschichte aber gar nicht. Doch weil er im Augenblick nichts anderes machen konnte, so nahm er seinen Ueberweisungsschein und machte sich am nächsten Morgen auf den Weg nach Paris. Aber er ging nicht ins Lazarett, sondern zu seinem Freund Marius. Der war schon aufgestanden, weil er die letzten Vorbereitungen für Trauung, Hochzeits- und Silvesterfeier treffen wollte.

Was ihm nun der arme Hilarius Ravioli berichtete, paßte Marius durchaus nicht in den Kram. Der Ersatzmann meinte nämlich, für dreihundert Franken habe er wohl die Verpflichtung auf sich genommen, drei Wochen lang zu brummen, aber nicht, sich in der Nase herumschneiden zu lassen. Marius versuchte einzuwenden, Hilarius sollte doch froh sein, wenn er ohne Kosten seine Polypen los würde. Worauf Hilarius zutreffend erwiderte, er habe sich bisher so gut mit dem Gewächs vertragen, daß er es überhaupt nicht gemerkt hätte, und einen Polypen ließe er sich noch lieber in der Nase gefallen als ein Operationsmesser. Kurz und gut: Hilarius Ravioli wollte nicht.

Schließlich meinte der arme Marius, dann müßte er eben selbst ins Lazarett gehen, und die Aerzte müßten ihm doch bald wieder laufen lassen, weil sie bei ihm sicher keinen Polypen entdecken könnten. „Du“, sagte er aber zu Hilarius Ravioli, „bleibst hier und wartest, bis ich zurück komme. Dann gehst Du wieder nach Etampes hinaus.“ Der Ersatzmann war einverstanden, zog die Uniform aus, kroch in den Zivilanzug seines Freundes Marius und frühstückte erst einmal ordentlich.

Marius meldete sich im Lazarett, zeigte seinen Zettel, wurde untersucht: „Mann, wo ist denn Ihr Polyp?“ Der Gefreite Bouillabaisse wußte natürlich von nichts: „Nie etwas gespürt!“ Die Aerzte kratzten sich den Kopf. Schließlich meinte einer: „Dann muß ihm wohl etwas anderes fehlen. So ein Irrtum kann 'mal unterlaufen.“ Die andern fanden den Ausspruch sehr klug und begannen, an Marius herum zu klopfen und zu horchen.

Sie waren schon von der Nase bis zu Marius Bauch heruntergekommen, da schrie einer plötzlich triumphierend: „Da haben wir es ja! Blinddarmentzündung. Muß heraus. Sehr eilig. Heute noch!“

Marius wehrte sich natürlich nach Kräften: „Habe nie etwas am Blinddarm gespürt!“ — „Ja“, hieß es, „das sind gerade die gefährlichsten.“ Marius protestierte noch energischer: „Ich will aber nicht! Ich lasse mich nicht operieren!“ — „Was?“ runzelten die Aerzte die Stirn. „Gehorsamsverweigerung?“ — Da spielte Marius seinen letzten Trumpf aus: „Ich will doch heute heiraten!“ — „Heiraten?“ waren die Gelehrten entsetzt. „Mit so einem Blinddarm heiraten? Verrückt!“

Kurz und gut: Marius wurde überwältigt, auf den Operationstisch gelegt und seines Blinddarms beraubt. Das Ding war noch so gut, daß einer der jungen Aerzte es in Spiritus setzte. Wahrscheinlich klebte er das Etikett mit der entsprechenden Erklärung nicht gut genug auf das Glas. Es ging nämlich verloren, und heute wird das Spirituspräparat allen jungen Militärärzten als Muster eines kerngesunden Blinddarms vorgeführt. Aber das gehört ja nicht mehr zu unserer Geschichte.

Die ist nunmehr rasch zu Ende erzählt. Marius feierte Silvester im Lazarett mit einer endlosen Schimpfkanonade auf die Militärärzte. Seine Braut zerfloß in Tränen, weil aus der Trauung nichts wurde. Hilarius Ravioli glaubte zuerst, er müßte den verhinderten Bräutigam auch im Zivilleben vertreten, und trank sich von dem bereitgestellten Hochzeitswein einen so gewaltigen Rausch an, daß er die Tränen der Braut nicht mehr ansehen konnte, ins Lazarett stürmte und die Auslieferung des Gefreiten Marius Bouillabaisse verlangte: „Ich bin der Richtige. Heraus mit meinem Freund! Aber meinen Polypen laß ich mir doch nicht schneiden, Ihr Affen!“

Nun kam natürlich die ganze Geschichte heraus. Hilarius verbrachte den Jahreswechsel auf dem nächsten Polizeirevier, und Marius Bouillabaisses Hochzeit mußte um weitere drei Monate verschoben werden, weil ihn dieses Mal das Kriegsgericht auf ein Vierteljahr nach Etampes schickte. Ihn, nicht seinen Ersatzmann.

Peters Neujahrsnacht / Eine kleine wahre Silvestergeschichte von Walter Persich

Was jetzt hinter Peter Bumm lag, das war kein schönes Jahr gewesen. Er hatte viele bessere erlebt, und selbst damals, als sie draußen vor Ypern wochenlang im Schlamm steckten, gab es doch wieder eine Zeit der Ruhe und des vernünftigen Lebens in behaglichen Dörfern. Mit Lisa war es aus, für immer. Er hatte ihr kurz und bündig geschrieben, daß ein anderes Mädchen sein „Schwarm“ sei ... ach was, wozu darüber nachdenken! Schwer genug war ihm die Lüge geworden, und er brachte sie nur auf das Papier, weil Lisas Zukunft ihm teurer erschien als die eigene. Konnte er, ein vernünftiger Mensch von vierunddreißig Jahren und im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte, es verantworten, daß die Tochter des Stadtbibliothekars in aller Leute Mund kam, weil sie mit einem verkrachten Kaufmann und mißlungenen Stadtreisenden umherlief und schon alle klar denkenden Menschen die Köpfe schüttelten? Sie war jung, vor ihr lagen die großen Versprechungen des Daseins — und seine Jutefirma hatte Konkurs gemacht. Verschuldet lebte er weiter, einst der Führer von nahezu fünfzig Angestellten, und wenn er mit seinen Staubsaugerangeboten die Treppenhäuser ablief, mußte er sich anschnauzen lassen, weil er zu stark geläutet hatte.

„Peter Bumm“, sagte Peter Bumm zu sich selbst, „Du bist auf dem besten Wege, ins fruchtlose Spintisieren zu geraten. Das Schicksal der Vielen hat auch Dich gepackt, und doch kannst Du Dir nicht abgewöhnen, es als persönliche Tücke zu betrachten. Heute ist nun Silvester. Wie wichtig die Menschen auf der feuchtkalten Straße an Dir vorbeirennen! Und in den Kaffeehäusern rüsten sie auf große Festlichkeiten mit Tanz, Humor, Stimmung, wie an den Fenstern zu lesen ist. Es wird dampfende Bowlen in den Bürgerhäusern und manche Freundschaft unter den Menschen geben. Hingegen Peter Bumm darf sich in sein ungeheiztes Zimmer setzen und die leeren Auftragsbücher anstarren, denn seit 20 Tagen hat niemand mehr einen Staubsauger gekauft. Dann wird die Wirtin eintreten, ohne anzuklopfen, und die Kabbelei um die unbezahlte Miete geht los. Ein herrlicher Altjahrsabend ...“

Ihn fröstelte. Sein Wintermantel hing wohlgeborgen im Pfandhaus, und der Regenrock bildete nicht gerade die ideale Bekleidung für einen feuchtkalten Spätdezemberabend. An der Straße lag ein Kaufhaus; warmer Dunst von tausend Waren schlug Peter entgegen. Er trat durch die wirbelnde Drehtür ein und bewegte sich in der Menschenmasse zwischen den Tischen vorwärts. Wie beneidenswert lebte doch so ein „kleiner“ Verkäufer, auf den er früher einmal herabgesehen hatte!

„Das ist alles nicht schlimm“, erklärte eine Männerstimme hinter Peters Ohr. Er konnte sich aber nicht umdrehen, um den Sprechenden zu sehen, und doch kam der Tonfall ihm vertraut vor. Wo hatte er doch gleich ... „Ueberall spürt man es schon leise, und darum hat es einen guten Sinn, wenn die Menschen heute auch fröhlich sind. Tausende erwerben durch die Fröhlichkeit ihr Brot. Man darf jetzt endlich nicht mehr miesmachen, und wenn es eine gute Notverordnung geben kann, dann müßte sie lauten: Ab heute, wo sich das Jahr wendet, soll jeder mal wieder glauben, daß sich alles wendet.“ Der Mann drängte sich an einen Tisch, stand nun seitlich von Peter und stutzte: „Halloh — wirklich — Herr Bumm! Nein, hätte nicht geglaubt, Sie hier zu treffen. Wie geht's, wie steht's?“ Kurz, es stimmte, Peter kannte die Stimme. Sie gehörte dem gemütlich-dicken Buchhaltungschef seines einstigen Geschäfts, Herrn Kramm. Der verabschiedete sich von einem Bekannten, zog Peter in den Erfrischungsraum und bat, ihn mit einer Kleinigkeit bewirten zu dürfen. Warmer Braten auf Brötchen, das war beinahe ein ganzes Mittagessen für Peter, der seit Tagen nichts Aehnliches erwischt hatte, und nun nahm die Weltgeschichte ein anderes Gesicht an. Kramm erzählte — es war schon immer seine Art, viel zu reden —, er sei auf den Gedanken gekommen, eine neue landwirtschaftliche Genossenschaft zur Viehverwertung zu gründen, und die hatte nun mächtig eingeschlagen. Mehrere Städte wollten sich gerade der Sache anschließen — er gab zu, daß ihm Schwierigkeiten bereitet würden, denn Fachmann, nee, das war er nicht. So'n richtiger Asphalttiger, meinte er, verstünde davon nicht eben zu viel. Und ob Herr Bumm, der doch von Haus aus mit diesen Dingen vertraut sei, ihm vielleicht zur Seite stehen wolle? Er suche ohnehin einen tüchtigen Menschen, der den Umgang mit den Bauernvereinen pflegen könne — allzu viel zahle so eine Genossenschaft ja nicht. Und er wisse nicht, ob Herr Bumm überhaupt an einer solchen Kleinigkeit Anteil nehme.

Peter Bumm sagte ganz ruhig: „Ich will Ihnen nichts vormachen, Kramm. Sie sind ja noch vor der Pleite 'rausgegangen. Glauben Sie aber, ich würde mit Heißhunger dieses 'Rundstück warm' verschlingen und bei dieser Kälte im Regenrock rumlaufen, wenn es mir gut ginge? Wie ich Sie kenne, haben Sie das auf den ersten Blick erkannt und mir diese Geschichte nur erzählt, um nicht merken zu lassen, daß Sie etwas für mich tun wollen. Ich danke Ihnen, Sie waren immer ein ehrlicher Kerl, lieber Kramm. Aber annehmen kann ich Ihr Geschenk nicht, denn ich merke zu deutlich, daß Sie mir dies Angebot aus keinem anderen Grunde machen, als um mir zu helfen. Und das geht nicht. In Wirklichkeit brauchen Sie keinen Beistand ...“

Kramm zog einen Brief aus der Tasche. „Oeffnen Sie.“

Peter Bumm zögerte, weil die Anschrift einer Zeitung auf dem Umschlag stand, doch als Kramm nur nickte, riß er das Schreiben auf. „Sie wollen bitte am 2. Januar eine Anzeige mit folgendem Inhalt veröffentlichen: Gesucht wird für sofort von großer landwirtschaftlicher Genossenschaft ein erfahrener Werber und Kaufmann, dessen Kenntnisse ausreichen ...“ Also doch? Dagegen konnte Peter nichts mehr sagen, und in seinem Erstaunen ließ er sich noch einladen, am heutigen Abend zur Silvesterfeier in die Wohnung des jung verheirateten Kramm zu kommen. „Es sind nur einige nahe Bekannte meiner Frau da, also ganz schlicht und familiär. Ich habe noch Besorgungen — dann sprechen wir weiter. Paßt es Ihnen um zehn?“

Die Welt dreht sich ... mußte Peter immer denken, als er den Rückweg zu seiner Wohnung durch die nun schon leeren Straßen nahm. Ein paar Gassenjungen stürmten um die Ecke, bewarfen ihn mit Konfetti und johlten schon: „Prosit Neujahr!“

Dann vernahm Peter den Klang einer Orgel. Das Gloria stieg im sanften Schwung gegen die Wolkendächer dieses Abends, Licht schimmerte hinter den Scheiben. Wie lange hatte er nicht die Ruhe einer Kirche erlebt? Es war ihm zu gut, und es war ihm zu schlecht ergangen, und heute, wo die große Frage des Daseins so offenbar wurde, zog ihn der Klang in seinen Bann; er folgte. Das Gestühl war noch leer, nur ein Licht flammte über dem Altar, und der Organist probte wohl sein Meßspiel für den heutigen Abend. Rollend und schwingend sangen die Töne durch das Schiff. Flammend schossen Akkorde auf, und zärtlich unterstrichen die kleinen Flöten die gewaltige Melodie. Peter versank für lange Zeit, er fand den Weg zurück, er schloß sein Herz auf, das in der Not hart geworden war, und als der Organist die letzten Register gezogen hatte, ging Peter, ein neuer Mensch, in die letzte Nacht des alten Jahres hinaus.

Kramm hatte eine junge blonde Frau geheiratet, die dem Ankömmling freundlich die Tür öffnete. Aus dem großen Zimmer scholl Stimmengewirr herüber; doch sie bat Peter, hinten in ein kleines Arbeitszimmer einzutreten. „Guten Abend, Peter“, sagte der Stadtbibliothekar, „Sie wußten nicht, daß Frau Kramm eine frühere Pensionsfreundin Lisas ist. So erfuhren auch wir erst hier von der Einladung für Sie. Lisa ist vorn und bittet um Verzeihung, daß sie Ihr Schreiben nie beantwortet hat. Ich soll Ihnen sagen, daß wir ganz genau wußten, warum Sie die Absage gaben. Immer verfolgte ich Ihren einsamen Weg, Peter, und eine andere Frau hat Sie meiner Tochter nie entfremdet: es war die Not. Sie waren so unbändig stolz und durch Ihren Zusammenbruch so verbittert, daß auch ich nicht wagen konnte, Ihnen Hilfe anzubieten. Wir haben viel darüber gesprochen. Kramm wird gleich kommen. Er weiß nicht, was zwischen meiner Tochter und Ihnen gewesen ist. Ich erklärte nur, ich müsse Sie allein sprechen. Was wollen wir nun tun?“

Lange sprachen die beiden Männer miteinander, und Peter schämte sich. Seine Augen waren feucht geworden. Dieser Altjahrsabend war so anders, als er ihn vor sich gesehen hatte.

Der Bibliothekar trat vor Peter in das große Zimmer, wo es schon fröhlich zuging; er sagte nur: „Meine Freunde, ich darf Ihnen die Verlobung meiner Tochter mit Herrn Peter Bumm bekanntgeben. Sie bestand eigentlich schon, aber heute wollen wir das Geheimnis lüften ...“

Lisa stand starr, doch wie Peter sich ihr näherte, um ihr die Hand zu reichen, ein wenig schüchtern, schlang sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn. „Mein dummer, lieber Junge“, sagte sie leise.



Zwei Glücksschweinchen sind abzugeben.

Matje Flor.

Eine alte Neujahrsgeschichte von Kurt Siemers.

Als die Dänen im Jahre des Unheils 1713 in Schweden einfielen, wurden sie zwar vom schwedischen General Steenbock und seinen Bauern in Schafpelzen und Holzschuhen zum Teufel gejagt. Der Krieg aber fing darauf erst recht an, und Steenbock trug ihn ins Dänische.

Bellona ist ein launisches Frauenzimmer; sie wandte sich von den Schweden ab und den Dänen zu. Das feste Tönning mußte den Danebrogmännern seine Tore öffnen, und die Marschbauern der Umgegend vergruben fluchend ihre Frederiksdaler unter dem Mist.

Niels Jespersen, der in Eiderstedt der Straße nach Tönning zunächst wohnte, hatte den dänischen Vortrab zuerst kommen sehen. Er ging mit seinem tauben Knecht in den Stall und stach alle seine zwölf Stück Rindvieh ab, auch die Braunbunte, die ihm die liebste war. Als die Dänen unter das Dach des Bauern traten, verbarg sich der Knecht in der Räucherkammer. Der Anführer der Feinde sah, was der Bauer in seinem Grimm für Arbeit getan hatte, griff nach der Axt, die noch rauchend vom Blut der toten Tiere am Boden lag, und gleich schlug Niels, der mit verschränkten Armen trotzig daneben stand, mit klaffendem Schädel dumpf auf den Estrich.

Die ganze dänische Heeresmacht war mit Roß und Troß in das Land gefallen. Der Anführer, ein junger dänischer Prinz, quartierte sich mit seinen Offizieren auf dem Andreashof ein, nicht weit von der Straße, die nach Husum führt. Da wirtschaftete der alte Andreas Flor mit seiner hübschen Enkelin. Die mageren Rosse des dänischen Friedrich fanden hier fette Marschweide und bekamen wieder blanke und glatte Felle. Die Feinde ließen sich den Kernschinken aus dem Rauch schneiden und taten, als wenn das Schmalz in den Töpfen nichts als Unschlitt wäre. Alle Tage war Festtag, wo die Danebrogmänner lagen; und der Bauer mußte mit Enkelin und Gesinde den Uebermütigen aufwarten, bis man ihn aus seiner eigenen Stube stieß wie einen Hund.

So war es den Herbst und den halben Winter durch gegangen. Die Wälder klirrten im Frost. Die graue See brüllte und warf Eisinseln gegen die Gestade. Von Jütland bis Hamburg lag nichts als Schnee, daß die Augen schmerzten, wenn man über die Ebene blickte. Es war eine hochbetrübte Zeit in Schleswig, Holstein und allem Land, was schwedisch war. Das neue Jahr 1714 stand in blutroten Lettern dem Landvolk vor Augen, und es hatte auch niemand des Tages froh sein mögen, da Christus Fleisch und Blut worden durch Maria, die reine Magd.

Als das alte Jahr ins Meer tauchen wollte, gedachten die Dänen in hohnvollem Uebermut Abschied von der verflossenen Zeit zu feiern. Das einzige Kalb, das noch geblieben und dem Enkelkind des Bauern auf der Weide schnuppernd und hundefromm nachgelaufen war, hatten die Danebrogmänner zum Neujahrsmahl geschlachtet. Je näher der Silvesterabend und Uhrzeiger der zwölften Stunde rückte, desto größer ward der Tumult unter den Schmausenden und Zechenden. Der Offiziere einer haschte den Bauern beim Rockzipfel und zog ihn vor den Tisch: „Da Kerl, nimm diesen Becher und trink auf die Gesundheit unseres ruhmreichen Königs und seiner tapferen Soldaten!"

Der Alte stand wie versteinert und rührte kein Glied. „Wird's bald, Du schwedischer Lump!" Von Zorn und Wein gerötet stieß der Offizier mit dem Fuß nach dem weißhaarigen Alten. Der griff zitternd nach dem Becher, hielt ihn starr vor sich hin, und seine Lippen bewegten sich tonlos.

Mit der Wut des Trunkenen griff der Offizier nach dem Degen. Einen Kameraden, der ihm gut zureden wollte, stieß er zur Seite. Einen Augenblick stand die Zeit still in der gelächtererfüllten Bauernstube...

Da schwebte Matje Flor herein, des Alten Enkelkind, wie eine lichte Maienwolke, lieblich in ihrer silbernen Blondheit. Es war, als ob ein kühles Lüftlein durch die rauchige Stube zöge. Mancher der schnauzbärtigen Offiziere ward mit einem Male nüchtern und schämte sich dieser Wüstheit.

Die alte Standuhr begann zwölf zu schlagen. Matje Flor nahm dem Großvater den Becher aus den schreckstarren Händen, und ihre Stimme flog schwalbenleicht über die rauhen Kriegsgurgeln hin: „Ob dat es us wol gehe op unse olen Dage!"

Dabei nahm sie einen Mümpfel Weines aus dem Becher. Der böse Bann war gebrochen; der zornmütige Offizier taumelte in die verschneite Silvesternacht. Der Dänenprinz drückte Matje vorsichtig einen Hofkuß auf, und die andere Kumpanei saß in milder Fröhlichkeit bis in den grauenden Neujahrsmorgen schicklich beisammen.

Es sind Geschichtsschreiber, die sagen, der Prinz habe das wunderschöne Bauernmädchen später heimgeholt nach Kopenhagen und es als Prinzessin neben sich auf einem goldenen Stuhle sitzen lassen. Aber das mögen wohl so Hirngespinste sein, wie sie Poeten und andere leichte Vögel sich ausdenken. Ich für meinen Teil vermag nicht zu sagen, ob das die Wahrheit ist.

— — — Wenn du zu Neujahr nach Schleswig kommst, dort, wo die Eider mündet, oder nach der Lyster Tiefe zu, dann setzt man dir dampfenden Punsch vor und beim Mitternachtsläuten grüßt man einander bedeutsam mit dem alten schleswiger Neujahrsgruß: Matje Flor.

Das klingt viel schöner und herzhafter als das lateinische Prosit und bedeutet: Auf daß es uns wohlgehe in unsern alten Tagen!

★

Im Silvestertaumel.

Humoreske von Julius Knopf-Berlin.

Es ging hoch her bei Lindemanns. Außer einigen befreundeten Ehepaaren war zum Silvesterabend nur ein einziger Junggeselle geladen, der Studienassessor Reinhold Westmeier. Kein Zweifel, er hatte schwiegersöhnliche Absichten. Aber noch bestand keine Klarheit darüber, welche von den beiden Töchtern die Erwählte sein würde. Ob das schlanke, schwarze Hildchen oder die mollige blonde Trude. Beiden machte er den Hof, und beide ließen es sich gern gefallen.

Studienassessor Westmeier war kein feuriger Romeo, und weder in Hildchens noch in Trudens Seele tobten die Gluten einer Julia. Man erwärmte sich mehr für eine gutbürgerliche Liebe und angenehme Ehe mit Zentralheizung, Warmwasserversorgung und einem Wochenendhäuschen. Und für diese nicht zu unterschätzenden Annehmlichkeiten des Lebens bürgten sowohl Papa Lindemanns Wohlhabenheit als auch des Studienassessors Ehrenhaftigkeit.

Also beschaffen war die Lage im Hause Lindemann, als man am Silvesterabend bei der Tafel saß und der Studienassessor zur Rechten das schwarze Hildchen und zur Linken die blonde Trude hatte. Sein Herz schlug für beide. Und so ging es ihm ähnlich wie Buridans berühmtem Esel: Zweifelnd, wo er anbeißen sollte — biß er überhaupt nicht an.

Mitternacht! Zwölf metallene Schläge von der nahen Kirchturmuhr. Mit Prositrufen wurde das neue Jahr begrüßt. Man war in ausgelassener Stimmung, die Atmosphäre mit Alkohol geladen. Herr Lindemann hatte einen kleinen Schwips. Frau und Töchter und Gäste waren auch nicht mehr ganz nüchtern. Der gleichfalls benebelte Studienassessor aber, in jähem Ueberschwang, küßte den Hausherrn und nannte ihn selig: „Schwiegervater!" — Herr Lindemann drückte ihn an die Brust. Dicke Tränen kullerten ihm über die weingeröteten Wangen, als er erklärte, daß der Herr Studienassessor ihm als Schwiegersohn hochwillkommen sei. Er nahm von seinen beiden Töchtern diejenige, die gerade in der Nähe stand, und führte sie dem jungen Manne in die Arme. Lallend verkündete er die Verlobung und steckte zur Weihe des Bundes dem Schwiegersohn seinen dicken Brillantring an den Finger. Die Familie Lindemann umarmte abwechselnd den neugebackenen Bräutigam. Lärmende Beglückwünschungen — Hochrufe — und bald darauf allgemeine Verabschiedung.

Als Reinhold Westmeier am Neujahrsmorgen mit einem Brummschädel erwachte, funkelte, blitzte, leuchtete etwas an seinem Finger. Er äugte. Ein Ring? Ein Brillantring! Wirr stierte er ihn an. Wie kam der Ring auf seinen Finger? — Er tüftelte, überlegte, grübelte. Endlich nahte ihm die Erleuchtung: Den Brillantring hatte er vom alten Lindemann erhalten, dessen Schwiegersohn er geworden war. Richtig! Er hatte sich verlobt. Aber mit wem? Mit Hildchen oder mit Trude? Reinhold Westmeier hatte keine Ahnung mehr! Er strengte sein Gehirn an. Vergeblich! Nur das eine wußte er noch, daß es heute von Lindemanns zum Mittagessen eingeladen war, als neues Mitglied der Familie, als Bräutigam einer der Töchter. Aber welcher? Gab es auf der ganzen Welt solch' einen Bräutigam wie ihn? — Schließlich beruhigte er sich. Sobald er bei Lindemanns zum Essen erschien, würde ihm sein Fräulein Braut sicher an den Hals fliegen, zum mindesten ihn mit einem Kuß begrüßen. Also würde er wissen, mit wem er verlobt war. Ob mit der Schwarzen oder mit der Blonden.

So kaufte er denn einen prächtigen Blumenstrauß und stieg seelenruhig um die Mittagsstunde zu Lindemanns hinauf. Das Mädchen öffnete und ließ ihn eintreten. Die ganze Familie Lindemann war feierlich versammelt. Aber merkwürdig — kein Fräulein Braut flog ihm an den Hals, kein Fräulein Braut bot ihm die Lippen zum Kuß. Die Lindemanns wahrten Haltung. Sollte ihnen die Verlobung in der Silvesternacht leid geworden sein? Unschlüssig nahm er die Blumen aus der rechten in die linke Hand, um sie dann, kurz entschlossen, Mama Lindemann zu überreichen.

Man setzte sich zu Tisch. Aber nicht so wie am Abend zuvor. Diesmal saßen an der Seite des Studienassessors die Eltern, ihm gegenüber die beiden Mädchen. Hildchen sah ihn zärtlich an, ganz Braut. Ob sie es war? Aber da sah er Trudes Augen auf sich ruhen. Auch zärtlich, auch ganz Braut. Sollte sie es sein?

In diesem Augenblick schrillte die Klingel. Das Mädchen kam und brachte eine Depesche. Herr Lindemann öffnete sie — las — und sein Gesicht verklärte sich. „Ein Glückwunsch von Funkes", verkündete er bedeutungsvoll. „Sie haben es von Grunaus gehört und gratulieren zu Trudes Verlobung."

Ein Jubelschrei! Trude flog an des Studienassessors Hals und küßte ihn. Denn nun wußten auch Lindemanns, welche von ihren Töchtern sich in der Silvesternacht mit Reinhold Westmeier verlobt hatte.

☆

Ein Zwischenfall.

Skizze von Ernst Fleffa.

Im letzten Tagwagen der Seilbahn, mit der allein das bekannte Hotel eines Alpengipfels im Winter erreicht werden kann, warteten als einzige Gäste zwei junge Menschen auf die Abfahrt. Ohne sich zu kennen, begegneten sie sich hier offenbar mit der gleichen Absicht: hoch über der Welt ihres Alltags den letzten Abend dieses Jahres in der Einsamkeit der Berge zu verbringen und einige freien Tage darüber hinaus auf ihren Skiern die endlosen Schneeflächen zu durcheilen, die irgendwo über den schweren Wolken dort oben, wie zu hoffen stand, in der winterlichen Abendsonne auf sie warteten. Der enge Raum des Wagens fügte es, daß beide ihre Schneeschuhe einträchtig in einer Ecke aneinander lehnten, während sie sich zurückhaltend grüßten. Ein Beamter prüfte die Sicherungen der Tür, äugte mißtrauisch nach dem Wetter, wünschte gute Fahrt und schloß ab. Ein Klingelzeichen ertönte irgendwo. Der Hängewagen begann sich zu heben und glitt aus der Dämmerung der Stationshalle in silberne Nebelfluten hinaus. Unsichtbare Fichtenwipfel sanken rasch zurück. Das Tal verschwand. Das Eisengestänge der Seilträger geisterte in fliegenden Wolkenfetzen vorbei. Sie schienen ebenso wie manche Felsschroffen, die da und dort auftauchten, merkwürdig zu schwanken. Ein beruhigendes Gefühl, an beiden Enden des Kabels, das in flachem, schwingendem Bogen scheinbar aus den Wolken herabhing, mächtige, zuverlässige und überwachte Maschinen zu wissen, deren Kräfte stärker waren als der Schneesturm.

Unwillkürlich wandte Helmut Trenk sein Gesicht forschend dem Mädchen zu, das mit leise merkbarer Unruhe in den Flockenwirbel hinausblickte. Die schlanken Hände hielten ein wenig fester als nötig die Lehnen des Sitzes. Das schöne, junge Gesicht war etwas blaß, doch mochte das an dem fahlen Licht liegen, das die Fensterscheiben umbrodelte. Jedenfalls überwand ein ruhiges Lächeln, mit dem sie sich ihm zuwandte, die Spuren einer Angst, die er zu erkennen geglaubt hatte. Es schien der Mitfahrenden jedoch angenehm, mit jemand sprechen zu können. Die schöne Aussicht, auf die sie sich gefreut habe, sei gründlich verdorben. Sie sei wahrhaftig froh, wenn sie diesen schwanken Eisenkorb verlassen könne. Die Skier unter den Füßen, — das sei etwas anderes; da könne man dem Schneesturm den Kampf ansagen und mutig sein. Hier aber sei man gleichsam gefangen, untätig eingesperrt und ohne Gnade ausgeliefert. Da das Pfeifen und Sausen, das von draußen hereindrang, die Unterhaltung erschwerte, wollte er an ihre Seite treten. Aber sie wies unsicher lachend darauf hin, daß der Wagen schon genug schwanke; er würde das Gleichgewicht gefährlich stören. Er verbeugte sich, blieb auf seinem Platz und sah auf seine Armbanduhr. „In zehn Minuten sind wir oben: die halbe Fahrzeit ist vorüber!"

Da geschieht es, daß der Wagen unter einem fühlbaren Ruck erzittert und heftiger zu schlingern beginnt. Schnee klatscht an die Scheiben. Weder Felsen noch Himmel, nicht einmal ein Stück des Drahtseils ist mehr zu sehen. Die mildige Dunkelheit draußen vor den Fenstern verdichtet sich von Augenblick zu Augenblick.

„Was ist? Ich glaube, wir stehen still!" Mühsam beherrscht fragt das Mädchen. Der Versuch eines Lächelns um die schönen Augen mißlingt schon während der Frage. Er beruhigt: In dieser undurchdringlichen Abgeschlossenheit erscheine das nur so. Eben hätten sie einen Kabelmast passiert; in wenigen Minuten wird der nächste vorüberhuschen. Er höre deutlich das Schnurren der Rollenlager über ihnen. — Das ist nun freilich eine Notlüge, aber das Mädchen beginnt sich seiner Angst zu schämen und bemüht sich, gefaßt zu erscheinen. Immer wütender fällt der Sturm das kleine Spielzeug an, das hilflos in seiner Seilschlinge über unsichtbaren Abgründen in der Unendlichkeit hängt. Und irgendwoher aus der heulenden Dunkelheit quillt Beängstigung, die nicht mehr länger zu verscheuchen ist. „Der nächste Pfeiler kommt nicht!"

„Es ist wirklich nichts, gnädiges Fräulein. Sehen Sie hier, eigens für uns eingerichtet, hinter Glas und Plombe, ist ein Telephon. Wenn es Sie beruhigt, werde ich anrufen." Er löst den Verschluß und nimmt den Hörer heraus. „Hallo!" — Nichts! — Er fühlt ihre Augen angstvoll auf sich ruhen. „Natürlich, ich habe vergessen, den Schalter hier herumzulegen. — Hallo!" — Wieder nichts! Nun werden auch seine Hände für einen Augenblick unbeherrscht. Die Hörergabel läßt sich richtig in ihre Fassung hineindrücken und federt zurück. — Keine Antwort! „Man hört Sie?" Rasch gleitet sein Blick von ihr zu der Schallmuschel zurück. Ja, aber er könne wegen des irrsinnigen Lärms nicht genau verstehen. „Wie bitte?" ruft er überlaut. „Ach so! — Schön — Danke!" Langsam hängt er ein. „Es ist alles in Ordnung. Wegen des Sturmes ist die Fahrtgeschwindigkeit vermindert worden. Wir werden nur mit einiger Verspätung oben ankommen."

Er fühlt, daß sie ihm das vorgetäuschte Gespräch nicht glaubt. Sie hat den Lichtschalter entdeckt und greift nach ihm, ehe es Helmut verhindern kann, dreht zwei-, dreimal, mehrmals rasch hintereinander: Es bleibt dunkel. Helmut hat Mühe, sie festzuhalten. Manchmal unterbricht sie ihr nervöses Weinen, sagt: „Es ist lächerlich!" und starrt hinaus. „War das nicht ein Pfeiler?" Immer wieder fragt sie nach der Zeit. Er antwortet, nachdem zehn Minuten vergangen sind, es seien erst drei vorüber, und als fünfzehn um sind, spricht er von fünf. Auf einmal legt sie ihren Kopf hilflos an seine Brust und fragt tonlos, warum er sie belüge. Er findet keine Antwort. Unsinniges kriecht immer wieder heran, ein unbarmherzig deutliches Bild: Ein zerreißendes Seil, nichts weiter; ein dickes Drahtseil, dessen äußere Windungen wie Darmsaiten spiralig abplatzen. Ja, so geht das zu, bei Zeitlupenaufnahmen in technischen Lehrfilmen kann man das schön beobachten: Nun ist nur mehr der Kabelkern vorhanden. Wie er sich zerrt und wellt und windet! Nun wird eine Stelle dünn, und jetzt ist plötzlich ein leerer Raum zwischen den beiden Enden. Was an Last an dem Seil hing — was geschieht damit? Es fällt hinunter! Selbstverständlich, es stürzt hinunter. Komisch! In der Zeitlupenaufnahme scheint die Last, die das Seil zerriß, zu schweben...

„Ich will nicht!" schreit das Mädchen unvermittelt auf. Das hilft ihm von dem Traumbild. „Ich bin noch so jung, ich möchte erst jemand liebhaben." Nun muß er zu reden versuchen. Es will nicht gelingen. Er verschluckt sich ein paarmal, aber dann gelingt es, und er streichelt dabei ihr Haar, ohne daß seine Hände davon wissen. Er weiß zunächst nicht, wovon er spricht; er hört sich aber sprechen und wundert sich über seine Stimme. Die klingt mild und gut wie in längst vergessenen Tagen, als Kinderhände der Mutter etwas zu Weihnachten auf den Gabentisch legten. „Sie werden jemand sehr lieb haben; — Sie werden eine königlich stolze Mutter werden; — und die Fülle des Lebens wird Sie reich umdrängen und froh machen, — noch viele Jahrzehnte, — eine unabsehbare, glückliche Bahn vor Ihnen." So hört er sich reden, während Ewigkeit und Einsamkeit und Grauen eines Unterganges alle Zeit auslöschen.

Eine neuartige, kaum spürbare Bewegung des Wagens läßt ihn erwachen; und plötzlich lacht er hell auf: „Wir fahren! Sehen Sie dort den Pfeiler? Wir kommen über die Wolken hinaus. Dort, Lichter und Sterne, Schneefelder!" Nach wenigen Augenblicken, nur um zwanzig Minuten verspätet, hält der Wagen in der Endstation. Etwas blaß steigen sie aus. Ein Stationsbeamter empfängt sie mit Höflichkeit und drückt sein Bedauern über den Zwischenfall aus: Der Sturm muß im Tal unten die Stromzuleitung für die ganze Gegend beschädigt haben. Die Maschinen hätten eine knappe Viertelstunde still liegen müssen. Der Schaden scheint rasch wieder behoben worden zu sein. —

In der Hotelhalle ist großstädtisches Silvestertreiben. Helmut Trenk erwartet seinen Schützling. In einem festlichen Kleide, so daß er sie zuerst gar nicht erkannte, kam sie zu ihm. Nun scheint sie die Schwäche völlig vergessen zu haben, die sie dem fremden Manne noch vor wenigen Stunden preisgegeben hatte. Unberührt von dem bunten Lärm ringsum plaudern sie sich freudig langen Wegen entlang, die schließlich in ihre Kindheit zurückführen. Aber als mit viel Tumult der erste Glockenschlag des neuen Jahres verkündet und gefeiert wird, ist sie plötzlich hilflos an seiner Brust wie im schwebenden Wagen und lacht und weint und schämt sich, weil sie ihn gefragt hat, ob sie immer bei ihm bleiben dürfe.

Am nächsten Morgen sind sie gemeinsam in die sprühende Helle des Neujahrstages auf ihren Skiern hinausgefahren. Es war ja nur ein sehr einfaches, glückliches Menschenschicksal, das sie inmitten der reinen, ewigen Hochwelt in sich erfüllt wußten, aber sie fühlten, daß dies ganz kleine Geschehen innerlich ebenso ewig und groß war wie die schweigenden Berghäupter rings um sie.

Ole Olsons Silvesterrennen / Skizze von Harris Brackett

Ole Olson brauchte keinem Fremden seinen Namen zu nennen, um dort drüben im Norden der Vereinigten Staaten als Schwede erkannt zu werden. Er trug strohblondes Haar auf seinem langen, schmalen Schädel, hatte blaue Augen, war groß und der beste Schneeschuhläufer in ganz Idaho.

So gab es auch für den Postmeister kein langes Rätselraten, als es galt, den Mann auszuwählen, der im Winter auf Schneeschuhen die Verbindung zwischen Rocky Bar und Atlanta, jenseits der Berge, sicherstellen sollte: „Ole Olson, wollen Sie es machen?" Der Schwede überlegte nicht lang, nickte ein kurzes Ja und unterschrieb den Vertrag, der ihn verpflichtete, gegen eine Pauschalsumme jeden zweiten Wintertag die Post nach Atlanta in die neue Bergmannssiedlung hinüber zu schaffen. Der Postmeister war beruhigt. Er wußte, Ole Olson hielt Wort.

Doch an diesem letzten Tag im alten Jahr hatte selbst der alte Postmeister Bedenken: „Olson, Schnee liegt in der Luft. Drei, vier Stunden vielleicht noch, dann wird es stürmen, daß Sie nicht mehr die Hand vor Augen sehen können. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, wenn Sie hier bleiben."

Der Schwede sagte nichts: Auf dem Tisch vor ihm lag die Post für Atlanta. Da waren ein paar Zeitungen und Magazine, die hatten es sicher nicht eilig. Die fünfzehn Briefe konnten auch noch zwei Tage warten. Waren sicher nur Neujahrsgrüße aus der großen Welt dort draußen. Aber er hatte nun einmal die Verpflichtung übernommen; seine Berufsehre verlangte es von ihm, daß er trotz des drohenden Schneesturmes fuhr, und dann...

Ja, das war wohl entscheidend für Ole Olson — der Eilbrief für Nelly Watson. Er kannte das Mädchen. Es war gerade nicht hübsch, aber eine treue Seele. Der Vater, ein Bergarbeiter, hatte es mit herüber gebracht aus dem Osten, daß es ihm den Haushalt in der Blockhütte führen sollte. Das war freilich bald anders geworden, denn bei einer verfrühten Sprengung hatten sie den Alten in die Luft gejagt. Damals nahm sich der Kantinenwirt des Mädchens an, und dann war da ein Ingenieur gewesen, Jack Moffets, der kümmerte sich so sehr um die Nelly, daß alle meinten, er würde sie wohl heiraten. Doch seit ein paar Wochen war er fort aus Atlanta — sollte irgendwo weiter im Süden des Staates in einer Silbermine arbeiten —, und keiner wußte so recht mehr, wie es um ihn und das Mädchen stand.

Aber nun fragte die Nelly ihn, Ole Olson, jedesmal, ob er nicht einen Brief für sie hätte. Immer mußte er Nein sagen, und dann tat ihm das Mädchen leid, weil es den Kopf hängen ließ. Und nun war der Brief da — wer sollte denn sonst an die Nelly zu schreiben haben? — und mußte nach Atlanta gebracht werden. Es konnte ja nichts Schlechtes darin stehen, denn sonst hätte Jack Moffets überhaupt nicht zu schreiben brauchen.

So schnallte Ole Olson kurz entschlossen die Schneeschuhe an und fuhr los, in den grauen Winterabend hinein. Wenn alles gut ging, war er um Mitternacht herum in der Blockhütte oben auf dem Paß, zündete sich das Feuer im Kamin an, ruhte und wärmte sich eine Stunde lang und kam um fünf Uhr morgens in Atlanta an.

Der Schnee fiel schon in dichten Flocken, und Ole Olson konnte kaum die Spitzen seiner Bretter sehen. Ein Glück, daß er jeden Fingerbreit des Weges kannte! Denn jetzt mußte er noch den Kopf vor den immer dichter stürmenden Flocken beugen, die ihm der scharfe Wind entgegen blies. Das Steigen war schwer. Die Schneeschuhe klebten, hingen wie Blei an den Füßen. Lawinengefahr lag in der Luft.

Mit müden Knien war Ole Olson aus dem Wald getreten. Langsam wand er sich am freien Hang hoch. Der Wind war hier oben dreimal so heftig, und der Schwede konnte nicht einmal mehr den Kopf heben, stapfte mit gekrümmtem Rücken weiter.

Stunden mußten vergangen sein. Ole Olson wußte nicht, wie spät es war. Er scheute sich, die Handschuhe auszuziehen, den dicken Rock aufzuknöpfen und nach der Uhr zu sehen. Die Blockhütte am Kamm konnte nicht mehr weit sein.

Plötzlich horchte Ole Olson auf. Ein reibendes, rollendes Geräusch drang von der Bergwand zu ihm herunter. Der Schwede wußte, was es war: Der weiße Tod setzte zum Sprung an. Ein Schneebrett begann sich zu lösen.

Ole Olson vergaß alle Müdigkeit. Er raste am Hang entlang, hinüber zur Stelle, wo seit Jahrtausenden Felstrümmer als letzte Spuren eines großen Bergsturzes lagen. Er preßte sich eben gegen den ersten großen Felsen, als ihm ein gewaltiger Windstoß den Atem raubte — eine Sekunde später fegte die Lawine über ihn hinweg.

Schweiß tropfte dem Schweden von der Stirn, als er wieder bergauf strebte. Er war dem Tod um ein Haar entgangen. Jetzt schien die Natur sich ausgetobt zu haben, und endlich stand Ole Olson vor der Blockhütte am Kamm. Er wollte im Schutze des Vorbaus seine Schneeschuhe abschnallen und Rast halten. Doch dann trieb ihn eine innere Macht, über die er sich keine Rechenschaft geben konnte, dazu, erst nach der Uhr zu sehen. Er schrak ein wenig zusammen, denn die leuchtenden Zeiger wiesen auf ein Uhr nachts. So hatte er schon eine Stunde Verspätung.

Ole Olson schwankte. Er fühlte, daß er nach sechsstündigem Steigen die kurze Erholung brauchte, und dann wieder trieb eine innere Unrast ihn weiter. Ohne zu wissen, wie er dazu kam, mußte er plötzlich an Nelly Watson denken, an die Ungeduld, mit der das Mädchen ihn sicher erwartete, und mit kurzem Entschluß wandte er sich, strebte mit weitausholendem Gleiten der Abfahrt am jenseitigen Hang zu.

Das Schneetreiben hatte aufgehört. Der Sternhimmel sah auf die Berge herab und gestattete eine beschränkte Sicht. Der Schnee war besser als auf der anderen Seite des Berges, und in sausender Fahrt wurde der Schweiß auf Ole Olsons Stirn zu Eis.

Die ersten Bäume tauchten wieder auf. Die verschneiten Aeste hingen tief auf die Bahn hinab, und Ole Olson mußte oft gekrümmt unter ihnen hindurch fahren. Kein anderer als er hätte sich dieses tollkühne Rasen zwischen den mächtigen Fichtenstämmen erlauben können. Er kannte jeden Baum.

Doch plötzlich hatte er das Gefühl, einer Gefahr entgegen zu rennen. Er sah unwillkürlich auf, und den Bruchteil einer Sekunde später warf er sich nach links herum, daß der Schnee um ihn hoch aufstäubte. Er sah noch, wie ein Schatten in der sprühenden Wolke untertauchte, hörte ein wütendes Fauchen und raste weiter zwischen den Stämmen hindurch, um seine alte Bahn wieder zu erreichen. Er war um Haaresbreite dem Ueberfall eines Berglöwen entronnen. —

Die Uhr in der Kantine von Atlanta zeigte auf vier, als Ole Olson mit Eiszapfen im Gesicht, den Rücken in Schweiß gebadet und atemlos in das Blockhaus trat. Er hatte ein Rennen geliefert, wie noch kein Mensch vor ihm in ganz Idaho, und trotz des Wetters noch eine Stunde eingespart.

Aber dann vergaß er ganz seine Leistung, hörte er nicht mehr das lärmende Lob der Bergarbeiter, die hier Neujahr feierten und nicht mit seinem Kommen gerechnet hatten. Denn aus einer Ecke erhob sich Nelly Watson, kam langsam, Angst und Hoffnung in den weit geöffneten Augen, auf ihn zu: „Ole Olson, haben Sie etwas für mich?" — „Ja", sagte der Schwede und gab dem Mädchen als ersten den Eilbrief.

Nelly Watson war schneeweiß vor Erregung. Sie riß den Umschlag auf, überflog die Zeilen, und das Blut schlug ihr heiß ins Gesicht. Ihre Augen lachten, als sie Ole Olson die Hand gab und sie wortlos drückte. Der Schwede wußte genug.

Er hatte nichts dagegen, daß die Bergarbeiter in ihrer derben lärmenden Art auf das neue Jahr und die Leistung ihres Postboten tranken. Doch später setzte er sich einen Augenblick zu Nelly Watson in die Ecke. „Ich kam wohl gerade recht?" fragte er einfach. „Ja", sagte das Mädchen. „Wenn Sie eine Stunde später gekommen wären, Ole Olson, dann..."

Es brach mitten im Satz ab. „Unsinn!" knurrte der Schwede. Und er wußte doch, daß sein Silvesterrennen ein junges Menschenleben gerettet hatte.



Neujahrsbetrachtungen in der Puppenstube.